Jahren den schönen und gutbekannten Namen der Tscheka trugen. Heute nennt sich ihre Formation mit der Verwendung der in Rußland so berühmten Abkürzungen G. P. U. Es ist ein kleines Kommando von fünf oder sechs Mann. Sie verschwinden in der Kapitänskajüte bis auf einen, der am Kai das Schiff abpatrouilliert. Währenddem kontrollieren die anderen an Bord Ladungspapiere und Musterlisten, gehen die Kabinen ab, die Kajüten der Matrosen und Trimmer, Maschinenraum und Heizerwohnungen, Küche und Kartenraum. Dann schrillt die Pfeife des ersten Offiziers, und die gesamte Besatzung des Schiffes — wir gehören ja dazu — tritt mittschiffs zusammen zur Kontrolle. Der Führer des Kommandos vergleicht die Photographien in den Musterbüchern mit den leibhaftigen Gestalten — und fand die beiden regulär als Seeleute angemusterten Landratten richtig heraus. Ergebnis war das ausdrückliche Verbot, das Schiff zu verlassen und Land zu betreten, und die Verweigerung des für die gesamte übrige Besatzung ausgestellten Landpasses. „Was sollen denn die Leute tun, die ganze lange Zeit an Bord?" fragte der Kapitän. Und der G. P. U.-Mann zuckt die Achsel. „Zurückfahren mit dem nächsten Dampfer!"

„Sie hätten sich seemännischer herrichten müssen", meint der Steuermann. So was korrigiert kein langes Gesicht. Der Kapitän gibt Hoffnung: er will sich am nächsten Tag an Land für uns bemühen. Er tat es am übernächsten mit Erfolg. Kein Wunder auch: er mußte mit seiner Person haften für uns, und in Fesseln waren wir nicht geschlagen.

Nach einer guten Stunde verließen die G. P. U.-Leute das Schiff, die Funkapparate und, was das Schlimmste war, die beiden Photoapparate aus unserem Privatbesitz waren versiegelt. Wer in Leningrad gewesen ist, findet diese Vorsicht durchaus begreiflich. Weniger begreiflich, schätze ich, würden es die G. P. U.-Leute finden, daß man trotzdem photographieren kann. Aber es kann versichert werden, daß es möglich ist, zumal, wenn man, wie in unserem Fall, nicht auf Staatsgeheimnisse erpicht ist.

Doch an Land!

Es war ein zwar unfreiwilliges, immerhin aber nicht uninteressantes Festgehaltensein an Bord.

Gegenüber, auf der anderen Seite der Newamündung, liegt die Werft. Sie ist nicht sehr groß, aber die Schweißapparate zischen Tag und Nacht. An diesem Tage lag davor einer der großen schweren Panzerkreuzer. Ueber vier von dieser Sorte soll der Sowjetstaat in den Ostseestreitkräften verfügen. In den nächsten Tagen kam ein zweiter dazu, und die beiden, Seite an Seite, sahen immerhin stattlich aus. Durch das Glas sah man die Paraden und Appelle der Mannschaften, stramm ausgerichtet, ein recht militärisches Bild.

Am nächsten Tage gegen zwölf am Mittag bringt der Kapitän die fehlenden Pässe. „Verlieren Sie ihn nicht. Er ist zehn Rubel wert, zahlbar bei Verlust am Tage des Auslaufens." Wenig später strebten wir über die Geleisanlagen und durch den Schlamm im Hafen in die interessante Stadt.

W. Kahl.

Die Mburucuyá

Eine Guaraniegende von Erneslo Morales

Zu den unzähligen Wundern der südamerikanischen Pflanzenwelt gehört auch die Blume der Mburucuyá, einer Kletterpflanze.

Die spanischen Eroberer nannten sie „Passionsblume". Diesen frommen Namen erhielt sie, weil die Spanier in ihrer Blüte die Darstellung der Passion Christi erblickten: die Dornenkrone, die drei Nägel und die fünf Wunden. In dem roten Kern der orangegelben Frucht sahen die Gläubigen Tropfen von Christi Blut.

Die Blume der Mburucuyá schließt sich bei Sonnenuntergang, und es scheint, als ob sie verwelke, doch sobald das Licht der Sonne wieder erstrahlt, öffnet sie ihren Kelch in neuer Frische. Rot und blau leuchten die Blütenblätter der herrlichen Blume in allen Schattierungen dieser beiden Farben, vom blassesten Himmelsblau bis zum tiefsten Türkis, vom zartesten Rosa bis zum sattesten Rot.

Das Geheimnis dieser wundervollen Blume enthüllt uns die Legende.

Mburucuyá war eine schöne spanische Jungfrau, die mit ihrem Vater, einem erprobten Hauptmann, ins Land der Guaranies gekommen war. Mburucuyá war der Name, den ihr ein Kazike der Guaranies gab, der sich heftig in sie verliebt hatte, und dem auch sie ihre Liebe schenkte.

Doch konnten Mburucuyá und ihr Geliebter sich nur selten und verstohlen sehen, denn der spanische Hauptmann hätte niemals zugegeben, daß seine Tochter sich mit einem Heiden und Feinde vermähle.

Das Unglück der Liebenden vergrößerte sich noch, als der Hauptmann einem seiner Offiziere versprach, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Umsonst beschwor Mburucuyá ihren Vater, von der Verbindung abzusehen, da sie den Mann, den er ihr erwählt hatte, nicht liebte. Doch der Alte blieb halsstarrig.

Immer seltener wurden die Zusammenkünfte der beiden Unglücklichen, denn immer schwerer wurde es ihr, des Nachts der väterlichen Wachsamkeit zu entgehen und das Haus zu verlassen. Nacht für Nacht wartete der Geliebte, so oft vergebens, draußen im Schatten des Urwalds und ging erst fort, wenn der erste rote Sonnenstrahl über die Bäume huschte; der laue Wind trug dann die klagenden, melancholischen Töne seiner Quena zu.

Eines Nachts aber war die Flöte verstummt . . . Die nächste Nacht suchte sie den Geliebten, fand ihn aber nicht. Sollte der Treue von einem wilden Tier zerrissen sein?

Der Geliebte erschien nicht wieder; vergebens horchte sie Nacht für Nacht, ob nicht die Flöte klagen würde . . . Die Ungewißheit ließ sie verzweifeln. Bleich wurde ihr Antlitz, traurig der Blick; doch stumm blieb ihr Schmerz, da sie sich niemandem anvertrauen durfte.

Als sie eines Tages bei Sonnenuntergang allein vor dem Hause stand und ihren Blick zum Walde schweifen ließ, gewahrte sie im Gebüsch eine alte Indianerin, die ihr Zeichen machte. Es war die Mutter des Geliebten, sie war gekommen, um Mburucuyá die Botschaft zu bringen, daß ihr Vater ihn getötet, nachdem er von den heimlichen Zusammenkünften erfahren hatte; er meinte wohl, daß nur der Tod sie trennen konnte.

Doch sollte er sich getäuscht haben. Mburucuyá folgte sogleich der Alten dahin, wo die sterblichen Reste ihres Geliebten ruhten. Oben in den luftigen Wipfeln der Bäume war seine letzte Ruhestätte, wie die Sitte der Guaranies es vorschrieb; einsam lag er da und hörte wohl nur die heiseren Schreie des Urutaú, der ihn kreisend umschwebte.

Fast wahnsinnig vor Schmerz hob sie ein Grab aus, legte den Körper des Geliebten hinein und stieß sich einen Pfeil, den er ihr einst geschenkt hatte, tief ins Herz.

Die alte Indianerin legte Mburucuyá, wie diese es ihr befohlen hatte, zu dem Sohne ins Grab und bedeckte die nun im Tode Vereinten mit Erde. Bald darauf bemerkte die Alte zu ihrem Erstaunen, wie eine ihr bisher unbekannte Pflanze aus dem Grabe wuchs, die sich an den Bäumen emporschlang, dem Lichte entgegen. Herrliche grüne Blätter trug sie und wundervolle rosa und blaue Blüten, aus denen später orangegelbe Früchte mit rotem Kern sich bildeten.

Diese Pflanze wurde Mburucuyá genannt.

Berechtigte Uebertragung aus dem Spanischen von Erna Stoldt.

Humor im Anwaltsleben

Einen gedankenreichen Gang durch Geschichte und Gegenwart eines bedeutenden Berufsstandes unternimmt Dr. A. Kneer in den 11 Kapiteln seines prachtvoll ausgestatteten, mit 6 Abbildungen versehenen Buches: Der Rechtsanwalt. (Volksvereinsverlag München-Gladbach.) Aus dem Kapitel über Anwaltshumor möge hier eine Kostprobe folgen.

Im Eifer des Gefechts wird aus dem Humor zuweilen allerdings auch ein unfreiwilliger. Ein stiller Hörer hat einmal folgende Redeblüten aus Anwaltsplädoyers in Zivilsachen vermerkt:

Meine Herren, Sie wissen doch aus Ihren zahlreichen Prozessen, wie oft die Parteien um die Prämie der Dummheit streiten.

Da beide Sachverständige waren, hatte jeder eine andere Ansicht.

Die ganze Rechtsprechung ist eine Komödie der Irrungen.

Wenn man eine Entscheidung aufrechterhalten will, so lassen sich die Gründe dazu schon finden, das wird das Gericht aus eigener Erfahrung wissen.

Es handelt sich hier um eines der zahlreichen Patente, die nach Art der Eintagsfliegen wieder in einem Jahr erlöschen.

Wenn man bei Erhebung der Klage darauf Rücksicht nehmen wollte, daß der Beklagte Einwendungen erhebt, so würde man überhaupt keine Klage erheben können, weil die Beklagten die Eigentümlichkeit haben, immer Einwendungen zu machen.

Meine Herren, ich habe hier eine Sache, die rein wissenschaftlich ist, und bei der es daher auf die Logik nicht ankommt.

Dadurch, daß der Beklagte die Ehefrau X. als seine Kusine aus Amerika vorgestellt hat, ist der Ehebruch schon erwiesen.

Und in einer süddeutschen Stadt schloß eines Tages (es ging gegen den Heiligen Abend) der Verteidiger sein Plädoyer mit den Worten: „. . . so bitte ich Sie denn, meine Herren Geschworenen, hängen Sie den Angeklagten seinem alten Vater an den Weihnachtsbaum!"

Oder wenn auf einem Anwaltstag ein Redner, um drastisch zu schildern, wie leicht sich der Anwalt bei der heutigen rigorosen Rechtsprechung regreßpflichtig machen könne, emphatisch ausruft: „Ja, meine Herren Kollegen, der Rechtsanwalt steht mit einem Bein im Grabe, und mit dem anderen tanzt er auf dem Vulkan."

Oder wenn in einem Schriftsatze — o, diese Meisterwerke deutscher Prosa — in unvergleichlicher Verwendung der Inversion nach Und geschrieben steht (es handelt sich darum, bei dem streitigen Tier die Ursache der mangelnden Freßlust festzustellen): „Der Tierarzt zog der kranken Kuh den Zahn und fraß das Tier hierauf."

Wegen Beleidigung eines Gerichtsvollziehers war vor Jahren ein bekannter Justizrat vom Schöffengericht in G. zu drei Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil er dem Vollziehungsbeamten mit lauter Stimme zugerufen hatte: er solle machen, daß er herauskäme. Auf die Berufung sprach die Strafkammer den Justizrat frei, namentlich im Hinblick darauf, daß er 17 Jahre hindurch die Feuerwehr kommandiert und sich dadurch an lautes Sprechen gewöhnt habe.

Dazu ein Gegenstück von unserem Nachwuchs, aus einem Bewerbungsschreiben: „. . . bei Ausbruch des Krieges mußte ich ins Feld; eine Schädelverletzung ermöglichte mir das juristische Studium . . ."

Ein Genrebild aus dem neueren Anwaltsleben bilde den Beschluß dieses Kapitels.

Es betrifft einen der glänzendsten Verteidiger aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, den Berliner Justizrat August Munckel, gleich hervorragend als Jurist wie als Redner. Seine Rede (so sagt ein anderer Anwalt von ihm) sprudelte wie ein reicher Quell, so spielend, so klar, so unerschöpflich, daß die höchste Kunst wieder zur schlichten Natur zurückgekehrt zu sein schien. Da gab es keinen Erdenrest zu tragen peinlich, da gingen Form und Inhalt so restlos ineinander auf, daß die Rede zum vollendeten Kunstwerk, das Hören zum edelsten Genusse wurde, noch gesteigert durch den tiefen Wohllaut einer Stimme, die, unendlicher Modulationen fähig, mit den Stimmungen der Zuhörer souverän zu schalten wußte. Wenn der berühmte Redner mit dem dunklen, etwas gewellten Haar, dem lang herabwallenden Barte, dem dunklen geistsprühenden Auge zu sprechen begann, so horchten wohl auch die Richter des Reichsgerichts mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit auf. Und wenn viele seiner Gaben manch anderen vor ihm geschmückt hatten: eines war sein eigen, eines machte ihm niemand nach. Das war sein Humor, der ihn der geringfügigsten Sache eine rührendheitere Seite abzugewinnen lehrte.

Ein Bauernjunge sollte einen Gendarm durch den Ruf: „Guten Morgen, August" beleidigt haben.

„Dieser Teil der Anklage", sprach Munckel, „trifft mich persönlich aufs schmerzlichste. Haben dich denn, so frage ich mich, deine guten Eltern beleidigen wollen, als sie dir in der Taufe den Namen August gaben? Nein, ich gestehe es frei: wenn mich der hohe Senat, nachdem er das Schicksal meines Klienten wohlwollend beraten haben wird, bei seinem Wiedereintritt in diesen Saal mit einem kräftigen „Guten Morgen, August!" begrüßen sollte, ich würde das nicht als eine Kränkung, sondern dankbar als einen Beweis ehrender Vertraulichkeit empfinden."

Solchem Humor konnte niemand widerstehen. Der Vorsitzende, der sonst keinen Spaß verstand, schloß die Verkündigung des Urteils mit den Worten:

„Zum Schluß habe ich Ihnen, Herr Verteidiger, im Auftrage des Senats noch ein herzliches „Guten Morgen, August!" zuzurufen."

Wir bemerkten mit Erstaunen, daß es angebaut schien, freilich mehr garten- und parkähnlich als landwirtschaftlich in Feldern bebaut. Es war ein wundervoller Morgen, und wir genossen unsern Spaziergang so, daß wir ihn weit über die Stunde hinaus ausdehnten, in der wir gewöhnlich Deckung suchten. Plötzlich sahen wir uns bei einer Biegung des Weges einem Dorfe gegenüber. Es lag an einem Abhang, an dessen Fuß unser Pfad anfing, sich dem Flusse zuzuwenden. Wir waren schon ganz nahe an ein paar vereinzelten Häusern zur Seite der Straße.

Was für ein Dorf mochte das sein? Es war auf keiner Landkarte verzeichnet, und keiner der Leute, die wir vor unserer Abreise so schlau wie möglich ausgefragt hatten, hatte uns etwas davon gesagt. Die Bauart war ganz eigenartig, denn was wir erblickten, waren nicht Hütten und Bauernhöfe, sondern Villen und Miniaturpaläste, von kleinen, aber recht stattlichen Parken umgeben.

Die seltsame Stadt war wie in blaßgoldenes Licht getaucht. Keine Menschenstimme, kein Tiergeräusch wurde laut. Nur ein feines Klingen wie von silbernen Glöckchen schlug von Zeit zu Zeit an unser Ohr. Ja, waren wir denn in Tibet oder in einem Märchenland?

Immerhin, auf dem Wege konnten wir nicht stehenbleiben. Leute konnten vorbeikommen, und es wäre unvorsichtig gewesen, uns so nahe an der Grenze sehen zu lassen. So war es der Sicherheit wegen unerläßlich, alle Nachforschungen auf den folgenden Morgen zu verschieben. Und wieder einmal zogen wir uns in den Schutz der Gebüsche und Felsen zurück. Dort angelangt, sank ich fiebernd und ermüdet, wohl auch etwas phantasierend, auf das Moos und schlief ein. Der Wunsch, das wunderbare Dorf wiederzusehen, teilweise auch die Furcht, bewohnte Gegenden betreten zu müssen, die wir viel lieber vermieden hätten, trieb uns noch vor Sonnenuntergang nach demselben Ort zurück, wo wir am Morgen gestanden waren. Aber was war aus den anmutigen Villen, den stattlichen Schlößchen und den sonnenbeschienenen Gärten mittlerweile geworden?

Ueberall nichts als Wald, wir standen vor einer Landschaft dunkler Bäume, und anstatt des Klanges silberner Glöckchen vernahmen wir nur das klagende Rauschen des Windes in den Zweigen.

„Wir haben geträumt", sagte ich zu Pongden, „wir können hier heute morgen nichts gesehen haben, der Schlaf hat uns genarrt."

„Geträumt!" rief der junge Lama, „ich will dir zeigen, wie es zugegangen ist. Während du heute früh nach der wunderbaren Stadt hinüberschautest, zeichnete ich eine „Sungpo" (magisches Zeichen) mit der Spitze meines Stockes auf einen Felsen, damit weder Götter noch Dämonen uns noch ferner aufhalten könnten. Ich will es schon wiederfinden", und er zeigte auf einen flachen Stein unter einer Fichte. „Da ist es", triumphierte er, „sieh nur!"

Ich sah allerdings den roh gezeichneten „Sungpo" und wußte im Augenblick nichts zu sagen. „Mein Sohn", erwiderte ich dann im Weitergehen, „dies Leben selbst ist nur ein Traum, daher . . . . der „Sungpo" und die „Ngags" (magische Worte), die ich beim Zeichnen aussprach, haben den Spuk verscheucht. Ten hat uns jemand geschickt, der uns aufhalten wollte." — „Ja, und die Schwarzdrosseln wohl auch", fuhr ich lachend fort, „und wer weiß, am Ende auch noch die kleinen Leoparden!"

„Ja, die Vögel sicher auch", bestätigte mein Adoptivsohn entschieden geärgert. „Ob auch die Leoparden, das weiß ich freilich nicht. Sie sahen eigentlich recht echt aus. Aber nun kommen wir ja bald heraus aus diesem Kha-Karpo-Wäldchen, und dann werden wir es mit wirklichen anstatt mit geträumten Dörfern und mit wirklichen Menschen, Beamten, Soldaten und dergleichen zu tun haben, anstatt mit „Mi Ma Yin". Hoffentlich werden wir mit ihnen ebenso gut fertig werden wie mit den Zauberwesen."

„Keine Angst", antwortete ich ernsthaft, „das laß nur meine Sorge sein."

„Wie willst du das denn machen?" frug er.

„Ich werde es schon so weit bringen, daß sie ebenso träumen und Gespenster sehen, wie wir das dank der „Mi Ma Yins" getan haben."

Und so kam es auch wirklich, als wir ein paar Tage später den tibetischen Beamten entgegentreten mußten.

Bücherlisch

Stromaufwärts, Aphorismen von Felix Joseph Klein, Verlag Universitäts-Buchdruckerei, Gebr. Scheur, Bonn (brosch. 75 Pf.). — Diese Sammlung von Aphorismen erweist sich als außerordentlich brauchbar. Der sie schuf, ist ein klarer Denker, der auch die Fähigkeit besitzt, in treffender Kürze seine Gedanken in gefällige Form zu bringen. Die Aphorismen sind allen Wissensgebieten entnommen, verraten auch viel Erfahrung mit den Ereignissen des täglichen Lebens sowie Kenntnis von allerhand Volkssitten und -gebräuchen. Ihren ganz besonderen Wert drücken sie aber dadurch aus, daß sie weltanschaulich testkundiert sind in Sinne katholischer Glaubens- und Sittenlehre. Man kann diese Sammlung nur wärmstens empfehlen —er.

Ikarus, Roman von Ferdinand Feldigl, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn (Ganzleinen 5,80 M.). — Ferdinand Feldigl hat sich längst einen geachteten Namen geschaffen. Was seiner Feder entstammt, hat Anspruch auf Beachtung. „Ikarus" ist ein neuer Beweis für seine schriftstellerischen Fähigkeiten. Er schildert darin das Leben eines Dorflehrers, der in stiller Vergeistigkeit irre wird an seinem Berufe, sich täuscht von seinen Talenten und Fähigkeiten, die er zur Hauptsache werden läßt. So richtet er sich selbst zugrunde, seine ganze Familie, aber auch die ganze Dorfgemeinschaft wird in Mitleidenschaft gezogen. Entschwunden sind die alten Ideale, der Sozialismus sucht alles Edle in ihm zu überwuchern. Als das Elend am größten, da wird ihm das Erleben einer Großstadtmission zum Wendepunkt, der ihn an die Klosterpforte führt und ihn als dienenden Bruder im Kleide St. Benedikts endlich Ruhe finden läßt. So kleidet Feldigl die Erkenntnis des hl. Augustinus in ein neues Gewand. Die Form des Tagebuches ist sehr glücklich gewählt und spannend durchgeführt. Die Personen sind aus der Wirklichkeit genommen, kraftvoll in ihrer Charakteristik und die Landschaftsschilderungen sind so deutlich, daß man ein Stück der deutschen Alpen zu erkennen glaubt. F. G.